

Das Kinn war weder scharf noch weich, trotzdem: eine fesselnde Erscheinung. Ich erinnere mich, daß er einen mäßig langen Mantel und ein Halstuch aus feinem Muslin trug, das zugleich nachlässig und modisch wirkte.

„Noch am gleichen Nachmittag suchte ich ihn gemeinsam mit Gladstone in seinem bescheidenen Quartier im ‚Roten Ochsen‘ auf. Trotz seiner unvollständigen Toilette, an der ein jäh abgebrochener Nachmittagsschlaf Schuld trug, drängten sich zwanzig bis dreißig Personen in dem kleinen Raum, darunter die Prinzessin Feodora, Graf Cavour und Murphy, der Rekordgewichtsstemmer. Bei unserem Eintritt empfing uns herzliches Lachen, und wir wurden belehrt, daß ein eben stattgefundenes Vorkommnis die Ursache der ausgelassenen Fröhlichkeit bilde. Der Wirt sei mit einer Rechnung über fünf Mark erschienen, worauf Schulze ihm das Zitat des Thukydides: „*Εἶνε λέγεσθαι κλεινότητα*“ versetzt habe.

„Nie zeigte Schulze mehr geistreiche Laune, denn kaum waren Wein und Biskuits gereicht worden, schien ein inneres Feuer in ihm zu erglühen, und er sprach unaufhaltsam bis zwei Uhr morgens. Ich erinnere mich, daß Cavour ihn mit der Frage unterbrach, ob er Männer oder Frauen für wichtiger halte. Ohne einen Augenblick des Zögerns wandte sich Schulze der Prinzessin zu: ‚Wem wichtiger?‘ Es war eine unvergeßliche Szene.“ —

Und so, Schritt um Schritt, will ich Schulze durch die einzelnen Phasen seines seltsamen und abenteuerlichen Lebens folgen. Natürlich spielte er auch in der Romantischen Bewegung eine Rolle, war mit Froissant, de Cuivres, Fouqué, Chamisso, kurz, mit der ganzen Gesellschaft — Sie wissen schon, wen ich meine — verbandelt, doch zu seiner vollen Majestät entfaltet sich sein Genie erst in der Krise des Jahres vierundfünfzig. Wissen Sie, welche Bewandnis es mit dieser Krise hatte? Wie, mein geneigter Leser, das wissen Sie nicht? Dann lesen Sie eiligst das Kapitel XVIII meines Werkes nach, das also beginnt: „Die Krise von vierundfünfzig fand Schulze in Wien, angstvoll auf Nachricht harrend.“ Ich bedauere, Ihnen sagen zu müssen, daß, gleichgültig, ob Schulze die ersehnte Nachricht erhielt oder nicht, sie *Ihnen* jedenfalls vorenthalten bleiben muß. Sie erfahren lediglich, daß die Krise von vierundfünfzig Schulze als gebrochenen Mann zurückläßt. Noch ein halbes Dutzend Jahre „durchstreift er Europa die Kreuz und Quer, von seinem Husten immer heftiger gepeinigt“. Schon ist das Ende nahe, und Guizot, Gambetta, Lord Holland und Murphy, der Rekordgewichtsstemmer, mögen sich bereit halten, ihm die Augen zuzudrücken. Noch drei oder vier Kapitel, in denen jeder von ihnen die letzten Augenblicke schildert, und Josef Amadeus Schulzes Leben und Briefe sind bereit für den Druck.

Schmeichle ich mir ernstlich, daß das Publikum sich für diese bezaubernde, rätselvolle Persönlichkeit erwärmen, daß dieses Werk mir zu einem Platz in der Reihe der bekannten Historiker verhelfen wird? Offen gesagt, ja, denn da ist eine Kleinigkeit, die ich bisher unerwähnt gelassen habe, eine kleine Mitteilung, auf die, wie ich im Stillen hoffe, tausende Menschen gespannt warten. Das Werk wird mit zwei versiegelten Blättern abschließen, die man nur öffnen darf, wenn man den vollen Ladenpreis von fünf Dollars bezahlt. Und auf einer der Innenseiten werden die denkwürdigen Worte zu lesen sein:

„*Staël, Madame de, französische Schriftstellerin, 1766—1817.*

(Deutsch von Rosie Fuchs)